



Pflanzenportraits

Ein attraktiver Frühlingsbote: Das Leberblümchen

Text: Horst Bertram; Fotos: Horst Bertram und Helmut Preisinger

Schon im März erfreut das Leberblümchen (*Hepatica nobilis*, Pflanzenfamilie: Ranunculaceae, Hahnenfuß-Gewächse) mit seinen blau-violett strahlenden Blüten den Naturfreund und Gärtner. Zu dieser Jahreszeit sieht es in Wald und Garten noch recht kahl am Boden aus, und so heben sich die bläulichen Blüten von dem gelbbraunen Buchenlaub am Waldboden wunderschön ab. Oftmals werden die Blüten vom Märzschnee wieder zugedeckt. Sie vertragen aber den Einschluss in diesem „Schneegefängnis“ und das Auftauen in der Regel ohne Schaden. Die ledrigen, dreilappigen Blätter des Leberblümchens überdauern die Kälte des Winters, bis sie dann im März unansehnlich werden, absterben und neuen Blättern Platz machen, die sich während und nach der Blütezeit bilden. An das Leben im Schatten angepasst, verfügen die Blätter über eine spezielle Licht-Sparnutzungs-Einrichtung, mit der sie die einfallenden Lichtstrahlen an einer rotvioletten Farbschicht der Blattunterseite in die assimilierenden Blattzellen zurückwerfen und so auch das letzte Quäntchen Licht ausnutzen können. Das ist auch der Grund, weshalb diese Pflanze nicht – wie das Buschwindröschen – nach der Belaubung der Waldbäume ihre Blätter vergilben lässt, sondern damit bis in den darauf folgenden Winter weiter lebt.

Jeder Blütenstängel trägt eine Blüte mit 5-10 Blütenblättern. Unter der Blüte findet man einen kleinen Quirl aus drei grünen Blättchen, die man für Kelchblätter halten könnte. Es handelt sich dabei jedoch um Hochblätter, die morphologisch nicht Teil der Blüte, sondern eine Umbildung des Blattes darstellen. Die Blüten des Leberblümchens schließen sich gegen Abend und öffnen sich am Morgen wieder in der Sonnenwärme. Das funktioniert durch wärme gesteuerte Wachstumsbewegungen, welche die Blütenblätter im Laufe der 8 Tage ihrer Lebensdauer bis zum Doppelten in die Länge wachsen lassen. Das Schließen kommt zustande, indem die Außenseite des Blütenblätter-Grundes stärker wächst als die Innenseite, das Öffnen umgekehrt durch verstärktes Wachstum am Grund der Außenseite. Tulpen und Winterlinge zeigen ähnliche Mechanismen.

Schon seit Jahrhunderten kultiviert

Die zarten, frühen Blüten nach dem langen Winter haben die Menschen schon vor Jahrhunderten bezaubert und zum Verpflanzen in die Gärten angeregt. Ein erster Hinweis darauf soll sich schon in dem ersten englischen Gartenbuch von John Gardener 1440 finden. Das könnte bedeuten, dass das Leber-

Diese Artikelreihe, von Mitgliedern des Botanischen Vereins geschrieben, erschien unter den Rubriken „Pflanzen vor der Haustür“ und „Wildpflanzen“ in der Zeitschrift „Hamburger Gartenfreund – Informationen des Landesbundes der Gartenfreunde in Hamburg e.V.“.



Blühende Leberblümchen (*Hepatica nobilis*)

blümchen bereits wesentlich früher als die Veröffentlichung dieses Werkes vom Kontinent nach England – wo es von Natur aus nicht vorkam – von Mönchen in die Klostergärten eingeführt wurde. Für Deutschland findet sich im Kräuterbuch des Hieronymus Bock von 1539 der Hinweis (Zitat in jetziger Schreibweise): „Das Gewächs ist nicht allenthalben zu finden, doch zieht man das Kraut häufig in den Gärten“. Die Anwendung des Leberblümchens in der Volksmedizin gehört übrigens der Vergangenheit an. Der Name „Leberblümchen“ bzw. „Hepatica“ beruhte auf der entfernten Ähnlichkeit der Blätter mit der Leber (Hepar). Die daher stammende Annahme, dass dem Leberblümchen heilende Wirkung für die Leber (und für andere Zwecke, z.B. Husten und Halsbeschwerden) zuzuschreiben sei, kann allerdings von der Forschung nicht bestätigt werden. Die Blätter frischer Pflanzen enthalten aber, wie auch andere Hahnenfuß-Gewächse, chemische Substanzen (u.a. Protoanemonin), die bei Kontakt mit Haut oder Schleimhäuten reizend wirken und zu Rötungen bis hin zu Blasenbildungen führen können („Hahnenfuß-Dermatitis“).

Schon seit langer Zeit sind Farbvarianten des Leberblümchens in Kultur: Neben der einfachen blauen erregten auch abweichende Farbformen in Weiß oder Rosa, aber auch gefüllte Formen, die zum Teil schon vor mehr als 300 Jahren beschrieben wurden, das Interesse der Gärtner. Letztere waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts offenbar allgemein beliebt, und damals waren auch die gefüllten Leberblümchen, wie der Potsdamer Botaniker Dr. Krausch urteilt, in Mode und weit verbreitet, während man sie heute nur noch selten findet.

Die Verbreitung des Leberblümchens erstreckt sich über Teile Nord-, Mittel- und Osteuropas sowie Ostasiens und Nordamerikas. Eine Aufspaltung in voneinander getrennte Teilareale führte zur Bildung von mehreren Unterarten mit zahlreichen Formen. Neben der einheimischen Leberblümchen-Art gibt es in unseren Gärten eine zweite, das Siebenbürgische Leberblümchen (*Hepatica transsilvanica*). Es er-

freut den Liebhaber durch etwas größere Blüten, die sich früher öffnen. Im Gegensatz zur einheimischen Art sind die Blattabschnitte eingebuchtet. *Hepatica transsilvanica* und *H. nobilis* bilden Bastarde aus. In Amerika ist eine dritte Art verbreitet (*Hepatica acutiloba*), die aber nur selten in unseren Gärten kultiviert wird. Heutige Handelsware ist in der Regel nicht mit unseren Wildformen identisch.

In Norddeutschland stark gefährdet

Hepatica nobilis soll bis in das frühe 20. Jahrhundert geradezu einen Kultstatus für Gartenliebhaber besessen, dann aber an Popularität verloren haben. Als Grund wird die mangelnde Bereitschaft der Züchter genannt, sich mit der Vermehrung von so langsam heranwachsenden Pflanzen – zumal gefüllten – zu beschäftigen. Die Einführung des Leberblümchens in die Gärten hat leider mit dazu beigetragen, dass diese Pflanzenart in unseren Wäldern sehr selten geworden ist. Das ist umso bedauerlicher, als sie in Nordwestdeutschland schon immer nur stellenweise verbreitet war. Im Sachsenwald vor den Toren Hamburgs findet man sie heute gar nicht mehr. Vierländer Gärtner sollen die Pflanzen vor nunmehr 100 Jahren ausgegraben haben, um sie auf Hamburger Wochenmärkten zu verkaufen. Das Leberblümchen steht zwar schon lange unter Naturschutz, doch haben ihre Bestände in unserer Region weiter abgenommen. Als Haupt-Ursache müssen neben dem Ausgraben die zunehmende Vernichtung oder Störung ihrer Standorte durch die früher übliche Kahlschlagswirtschaft im Wald, Forstwegebau und Nadelholzaufforstungen angesehen werden. Stärkere Durchforstungen des Waldes werden heute mit schwerem Gerät vorgenommen, wobei tiefe Fahrspuren im Waldboden entstehen, selbst in hamburgischen Naturschutzgebieten. Die Folge ist ein Wechsel der Bodenvegetation, in der hochwüchsige Arten wie Brennnessel und Giersch sich ausbreiten. Auch das im Forst üblich gewordene Aufhäufen von nicht nutzbarem Kronenholz kann das Aus für die Pflanze bedeuten. Das Umbrechen des Bodens durch das überhand nehmende Schwarzwild kann Restpopulationen des Leberblümchens mit einem Schlage auslöschen. Findet diese Art der „Bodenbearbeitung“ allerdings in Maßen statt, kann sie der Waldvegetation sogar förderlich sein.

Man findet das Leberblümchen deshalb nur noch hier und da in sogenannten „historisch alten“ Wäldern, die seit mehreren Jahrhunderten Wald sind. Standorte sind vor allem nährstoffreichere Buchenwälder der Jungmoräne – z.B. in Ostholstein – auf meist kalkhaltigen lehmigen Böden, die nicht austrocknen, aber auch nicht staunass sind.



Foto: H. Bertram

Blätter von *Hepatica nobilis*



Foto: H. Bertram

Blätter von *Hepatica transsilvanica*



Wie beim Buschwindröschen sind es Ameisen, die den Samen wegen seines ölhaltigen Anhängsels verschleppen, ihn aber nach Verzehr der Leckerei als ungenießbar wieder fallen lassen. Die Leberblümchen machen es ihren Helfern leicht, indem sich die Fruchstiele bei der Reife zu Boden neigen, so dass die kleinen Verbreitungshelfer die Samen gut erreichen können. Die von den Ameisen zurückgelegten Wegestrecken sind natürlich klein, weshalb eine Verschleppung der Samen über weite Strecken nicht stattfindet. Eine Ausbreitung des Leberblümchens von einem in ein anderes Waldstück ist aufgrund der Kleinteiligkeit der meisten Wälder und der für Waldameisen abweisenden Kulturlandschaft nicht möglich.

In Hamburg ausgestorben

In Hamburg kommt *Hepatica nobilis* als Wildpflanze nicht mehr vor, in Schleswig-Holstein wird sie in der Roten Liste als „äußerst selten“ und „stark gefährdet mit langfristig sehr starkem Rückgang“ bewertet, im nordwestlichen niedersächsischen Tiefland ist sie nicht weniger bedroht, während sie im kalkreichen Bergland Mittel- und Süddeutschlands nicht selten ist. Hoffen wir, dass uns die restlichen Vorkommen dieses zierlichen Frühjahrs künders in den Wäldern unserer weiteren Nachbarschaft noch länger erhalten bleiben.